

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 40 (1998)

**Artikel:** Erinnerungen an die Churer Jecklin  
**Autor:** Jecklin, Hans / Metz, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-972116>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 26.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

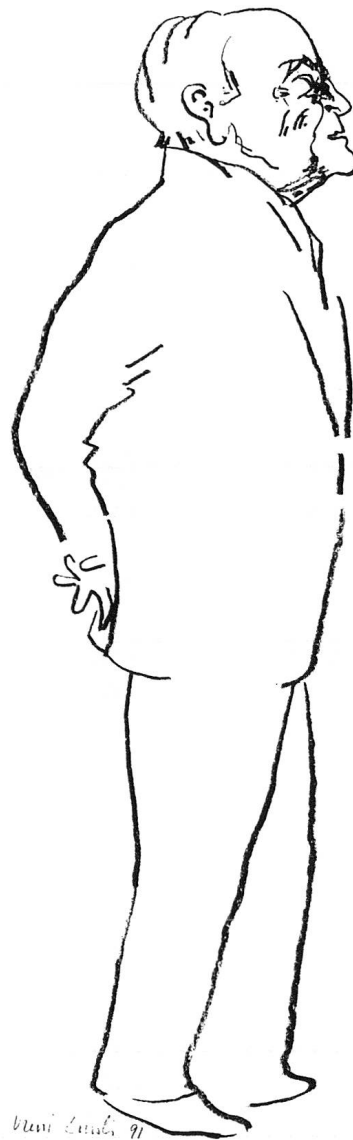
# Erinnerungen an die Churer Jecklin

von Hans Jecklin

Zum Abschied von  
Prof. Dr. Heinrich Jecklin

Prof. Heinrich Jecklin, der am 7. August 1996 im Alter von über 95 Jahren seine Zeitlichkeit erfüllte, zählte zu jener bewährten Garde heimattreuer Bündner, die nach Absolvierung ihrer aktiven beruflichen Tätigkeit «in der Fremde» sich wieder in die Gefilde ihres Herkommens zurückfinden und hier ihre Altersjahre verbringen. Geboren am 20. Juni 1901 und aufgewachsen in Chur studierte Jecklin nach Erwerb der Maturität zunächst während zwei Jahren an der Universität Wien, seiner Doppelbegabung folgend, Mathematik und Musik. Nach zwei Jahren wechselte er an die Universität Zürich und immatrikulierte sich ausschliesslich in Mathematik. Mit 24 Jahren erwarb er sich das Diplom für das höhere Lehramt in den mathematischen Disziplinen und übernahm am Lyceum Alpinum in Zuoz ein Vikariat. Ein Jahr später promovierte er bei Prof. Fueter an der Universität Zürich und bewarb sich um eine Stelle bei der Schweizerischen Rückversicherung, wo er 35 Jahre wirkte und zum Chefmathematiker und Direktionsmitglied aufstieg. 1937 verpflichtete ihn die Universität Zürich als Privatdozent und ernannte ihn nach einigen Jahren zum Titularprofessor in Versicherungsmathematik.

Schon mit sechzig Jahren liess er sich bei der Rück pensionieren, während er bis 1971 im Dienst der Universität stand. Seit seiner



Verena Zinsil 91

Heinrich Jecklin

Heinrich Jecklin, Zeichnung von Verena Zinsil-Bossart.

*Pensionierung wohnte er abwechslungsweise im Flimser Ferienhaus oder in Zürich. 1989 nahm er Wohnsitz in Chur. So fügte er sich im Alter wieder dort ein, wo er einst seine Kindheits- und Jugendjahre verbracht hatte. Er war ein echter Churer geblieben, heimisch in der Sprache und den Gepflogenheiten eines Stadtbürgers. Ja, sehr rasch wurde er von seinen Mitbürgern als echtes, liebes Original anerkannt. Er bewährte sich als Geschichtsschreiber und Geschichtenerzähler, als Musikkritiker und Vortragskünstler, und wo immer Chur seine guten Dienste benötigte, fand er sich zur Stelle. Und so verlieh ihm die Stadt 1983 das Ehrenbürgerrecht.*

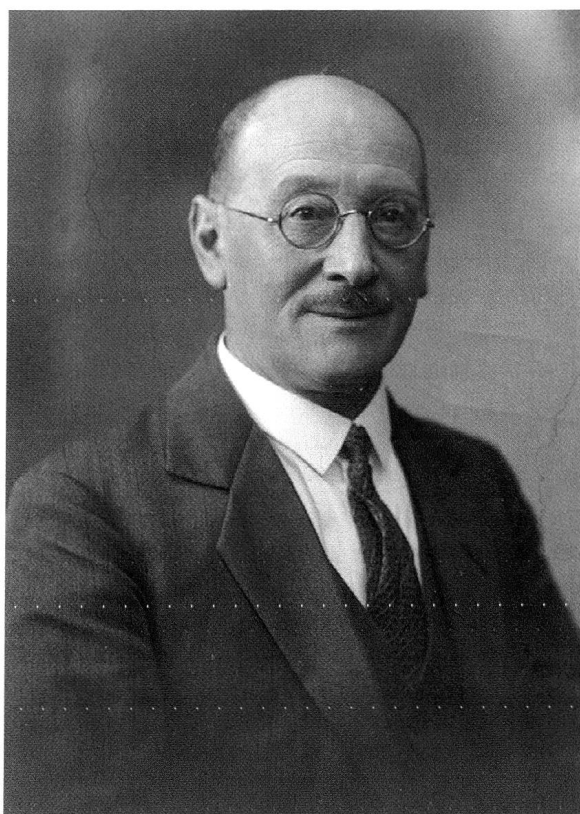
*Er war ein gekonnter Erzähler, schalkhaft und lebendig sprudelte es aus ihm heraus, und nur ungern riss man sich von ihm los. Der Verstorbene barg ein Universum in sich, er war Wissenschaftler und Musiker, Schauspieler und Rezitator, Verseschmied und Historiker, überlegen und bescheiden zugleich. Alle, die ihn kannten und von ihm beschenkt wurden, werden ihn nie vergessen, und die vielen Schriften, welche er verfasste, werden noch lange im Bewusstsein der Churer heimisch bleiben. Im nachfolgenden lassen wir einen seiner Neffen von ihm weiteres erzählen.*

*Peter Metz sen.*

Uns allen ist es schon so ergangen: Entwicklungen am eigenen Wohnort fallen nicht sehr auf. Umso mehr treffen einen Veränderungen an Orten, die wir längere Zeit nicht mehr gesehen haben. Mir geht es im besonderen so mit der Stadt Chur, in die ich oft sehr lange nicht mehr komme, wo ich mich aber im Verlaufe der Jahrzehnte immer wieder während kürzerer oder längerer Zeit aufgehalten habe.

Meine erste Begegnung mit Chur stammt aus den vierziger Jahren. Nach beinahe endlosen, jahrelangen und kriegsbedingten Irrfahrten hin und her durch Osteuropa hatten meine Eltern mit viel Glück einen Sonderzug erreicht, der ebenso «verlorene» Auslandschweizer aus dem soeben russisch besetzten Österreich heimwärts führte. Die Reise zog sich über mehrere Tage hin. Die ramponierte Dampflokomotive quälte sich mit einigen klapprigen und notdürftig reparierten Vierachsern von Aufenthalt zu Aufenthalt westwärts. Immer wieder war die Strecke beschädigt, erzwangen Soldaten irgendwelcher Mächte lange Halte, Umwege oder gar teilweise Rückkehr. Die meisten Wagen hatten keine Fenster mehr; die Öffnungen waren mit Karton verklebt. Wasser gab's von Anfang an nicht. Ich

als Dreikäsehoch musste im allgemeinen Gedränge von Personen und Waren die meiste Zeit im Gepäcknetz verbringen. Schliess-



Jakob Jecklin, Stammvater der Dynastie und Vater des Historikers Prof. Heinrich Jecklin.

lich wollte mir mein Vater eine Freude bereiten und liess mich für eine Weile zwischen meiner Mutter und einer fremden Dame auf seinen Knien sitzen. Nach recht kurzer Zeit aber gefiel's mir nicht mehr. «Mama», jammerte ich, «darf ich nicht wieder oben sitzen? Diese Frau stinkt so fürchterlich!» – Wie ich viel später erfuhr, war es eine damals recht bekannte Filmschauspielerin...

In Buchs gab's Gesundheitskontrolle, eine Dusche und ein Mittagessen. Zum ersten Mal sah ich eine Orange, biss herzhaft in den vermeintlichen Apfel – auch der hatte bisher Seltenheitswert gehabt – und hegte nachher jahrelang ein Misstrauen gegen diese Früchte.

Unser Ziel war Chur, wo damals die Eltern meines Vaters im Storchen-Haus an der gleichnamigen Gasse lebten. Als etwas «kriegsgeschädigter» Knirps war mir Wien noch in bester Erinnerung. So staunte ich nicht schlecht über diese Stadt, die so ganz anders war: Nie gab's Bombenalarm; nirgends versperrten Trümmer Strassen und Wege; die Häuser sahen allesamt ungewohnt intakt und «ganz» aus. Zum Einkaufen ging man einfach um die Ecke in den Laden und musste nicht stundenlang mit dem unregelmässig und selten verkehrenden Tram von einem Ende zum anderen fahren. In langen Schlangen anzustehen, brauchte man auch nicht. Und vor allem gab's keine Soldaten, die – wenn nüchtern – Schokolade verschenkten, vor denen man sich aber tunlichst verdrückte, wenn sie angetrunken mit ihren seltsamen Gefährten umherkurvten.

Der Neni hatte vor der Pensionierung die Hauptpost geleitet und war in Chur ein allseits bekannter und geachteter Mann. Es kam nicht allzuoft vor, erweckte in mir aber immer tiefe Ehrfurcht, wenn ich an der Hand des distinguierten, älteren Herrn mit steifem Hut und versilbertem Spazierstock durch die Stadt spazieren durfte. Wieder und wieder staunte ich, wenn ihn die Passanten respektvoll mit «Guten Tag, Herr Posthalter» grüssten.



Jakob Jecklins Ehefrau, das «Churer Nani».

Der Neni war passionierter Fischer und hatte sich in der Spense neben der Küche ein veritables Labor für Anglerutensilien eingerichtet. Sämtliche Wände hingen voll mit allen möglichen Arten an Spiegelchen, Fliegen, Schwimmern und wie all die Dinger heissen. Leider war dieses Wunderreich meistens abgeschlossen und durfte nur unter des Nenis kundiger Führung betreten werden. Dafür nervte sich das Nani nicht schlecht über sein Fischerlatein und hielt gelegentlich mit dem Spott nicht zurück. Ich erinnere mich einzig an die Geschichte mit der Menschenhand, die er einmal nach der Rückkehr aus seiner Stammkneipe, dem «Gütterlibund» – will besagen, dem damaligen «Grütlibund» an der Storchengasse unter dröhnendem Lachen zum besten gab: «Da habe ich denen erzählt, letzte Woche sei mir bei Reichenau die Angel gleich beim Ufer unter Wasser hängengeblieben. Ich griff hinein, suchte, und was zog ich heraus? Eine Menschenhand!» Völlig entgeistert starrte ich ihn

an. «Haha, du bist hereingefallen wie alle anderen auch! Meine eigene, natürlich!» Von da an schloss mich das Nani von allen Fischer-Erzählungen aus.

In dieser Zeit feierte die versammelte Familie im «Volkshaus» Nenis siebzigsten Geburtstag. Sein ältester Sohn Heinrich – derselbe, der als Versicherungs- und Mathematik-Koryphäe beinahe weltweit, als Lokalhistoriker weit über Chur hinaus berühmt werden sollte – verfasste zusammen mit meinem Vater ein gar schauerlich Ritter-Drama zur Familiengeschichte. Soviel ich weiss, war dieses nicht ganz ernstzunehmende Elaborat – abgesehen von ähnlichen Kreationen aus seiner Studentenzeit – sein erstes und für viele Jahre einziges nicht-mathematisches Werk. Alle seine Prosa-Arbeiten erschienen erst Jahrzehnte später. Onkel Heinrichs Frau konnte sich den Text nie merken und spielte darum das Schlossgespenst – sie konnte unter dem Leintuch unbemerkt ablesen! Meine Cousine Ruth, die später tatsächlich Schauspielerin wurde und während vieler Jahre zusammen mit Walter Roderer auftrat, hatte ihre erste Bühnenrolle inne als reichlich einfältiger Edelknabe Dietlein. Mein zweiter Onkel, Jakob, der mittlere der Jecklin-Brüder, spielte einen Vertreter der Basler Chemie, der die gesamte Sippschaft mit Meuchelmordgift versah. An die Handlung selbst erinnere ich mich natürlich nicht mehr. Ich weiss nur noch, dass am Schluss die ermordeten Rittersleut', Edeldamen, Bischöfe von Chur und Pagen haufenweise auf der Bühne herumlagen.

Zur Familiengeschichte räume ich ehrlicherweise ein, dass wir uns zwar «Jecklin von und zu Hoch-Rialt» nennen dürften und auch ein gar schönes Familienwappen besitzen, mit den Jecklin von Hohenrätien aber nur am äussersten Zipfel eines Randes verwandt sind. Wenn Sie einmal durch Österreich – und namentlich das Tirol – reisen, werden Sie feststellen, dass sich zahlreiche Familien mit ähnlichen Titeln und Wappen schmücken. In der Regel kann man Ihnen

auch eine Urkunde vorweisen, laut derer der österreichische Kaiser Franz-Josef der Pleite seine getreuen Vasallen Gustav Hopfenkracherl auf Grund seiner Verdienste für das Kaiserhaus die erbliche Adelswürde verlieh. Die Verdienste bestanden in der Regel aus einer angemessenen finanziellen Zuwendung.

Der Neni hätte gewiss aus der Churer Postgeschichte um die Jahrhundertwende die eine oder andere Anekdote überliefern können, hat aber als korrekter Beamter die meisten Geschichten mit ins Grab genommen. Die Begebenheit mit dem «Rägabädler» erlaubte er sich jedoch – da seinerzeit stadtbekannt – gerne, oft und genüsslich weiterzugeben. Er selbst tat damals noch in der Bahnpost Dienst. Der «Rägabädler» war Bahnpostbeamter, besass ein kleines, etwas abgelegenes Haus in der Gegend des Lürlibades und soll sich bei Regen nackt in den Garten gestellt haben. Dies sei äusserst gesundheitsfördernd, behauptete er.

Eines Sommertages fuhr er im Postwagen von Zürich nach Chur. Kurz nach Landquart war er mit seiner Arbeit zu Ende. Draussen prasselte ein heftiges, warmes Gewitter hernieder. Der Gute konnte der Versuchung nicht widerstehen, zog sich aus und stellte sich auf die Plattform zwischen dem Post- und dem Gepäckwagen. Das Gefühl war wohl einzigartig – bis bei einem der damals noch recht unsanften Schienenstösse die Türe hinter ihm ins Schloss fiel. Aus Sicherheitsgründen liess sie sich nur mit dem Schlüssel öffnen, und der lag drinnen in der Uniform des Gesundheitsapostels! Splitternackt fuhr er in Chur ein und rettete sich gleich nach dem Halt mit einem Sprung hinter den Wagen. Mein Neni, der auf dem Perron Dienst tat, erkannte seine peinvolle Lage und half ihm mit dem – damals zum Glück noch ziemlich langen – Dienstkittel aus. Ich kann für die Geschichte bürgen, obwohl ich sie in den sechziger Jahren in einer Zeitschrift als Anekdote aus dem alten Österreich las...!



So präsentierte sich das Haus zum Storchen in den fünfziger Jahren.

Mein Vater, Robert Jecklin, fand in der Folge eine Stelle bei der SBB in der Inner-schweiz. Erst einige Jahre später erlaubten es die familiären Umstände, dass wir einige Male die Sommerferien in Chur verbrachten. Ich erinnere mich namentlich der Anreise über den Oberalp nach dem Lawinenwinter 1951, als sich in dieser Gegend recht tragi-sche Begebenheiten ereignet hatten.

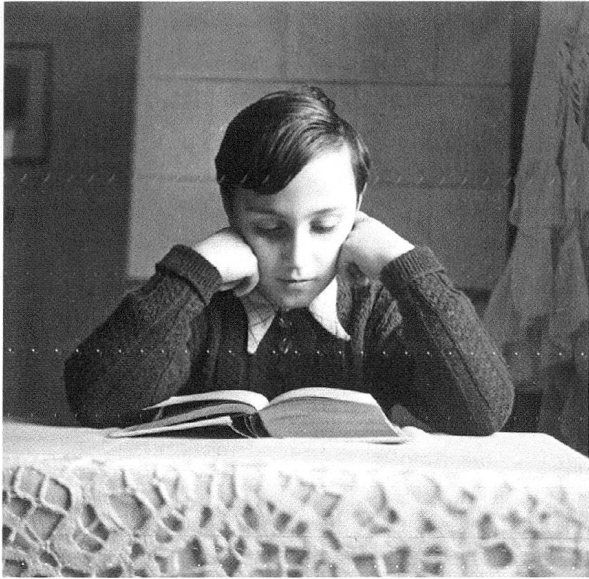
Wenn die Sonne schien, ging's jeweilen per Bahn bis zur damaligen SBB-Station Zizers. Auf der linken Rheinseite erstreckten sich Auenwälder, Tümpel, Badeteiche, verwun-schene Wasserwege, versteckte Inselchen – ein Gebiet, das heute jeden Naturschützer vor Wonne erschauern liesse. Wehmütig erin-nere ich mich heute bisweilen bei der Vorbei-fahrt zwischen Autobahn und Industrie-Anlagen an dieses für immer entschwundene Reich.

Bei weniger schönem Wetter bot uns Buben die damals noch um einiges verwin-

keltene Altstadt prächtige Streifzüge. Das Bärenloch und die angrenzenden Durchgän-ge – die zum schönen Teil dem Parkhaus Arkas weichen mussten – dienten nachmitta-gelang für Räuber- und Versteckspiele. Gleich nebenan blieb einmal nach einem Unwetter ein beachtlicher Holzklotz am Rande der Plessur liegen. Atemlos sahen wir zu, wie ein Holzknecht das Gitter des Durchganges unter dem Plessurquai hindurch überkletterte und den Trämel aus dem immer noch hochgehen-den Wasser in Sicherheit brachte. Übrigens waren wir Buben nicht die einzigen Zuschau-er: Eine beachtliche Menschenmenge drängte sich am Geländer. Da sieht man, wie wenig es vor der Zeit des Fernsehens zu einer kleinen Sensation brauchte!

Ein einzigartiges Refugium war auch Tante Stinas Lädeli an der Reichsgasse. Der Hinterhof des eigenartig konstruierten Hau-ses – das oberste Stockwerk gehörte sonder-barerweise zum Nachbarhaus – roch nach Kaffee, Seife, Dörrobst, Mehl und Petrol. Unser Vater konnte anschaulich darlegen, wie er seinerzeit mithalf, die grossen Zucker-stöcke fachgerecht zu zerkleinern und in einer drehbaren Eisenkugel Kaffee zu rösten. Zu dieser Zeit schrieben die vereinig-ten Altstadtgeschäfte einen Jugendwettbe-werb aus, bei dem man u.a. feststellen muss-te, wieviele Bsetzisteine die Reichsgasse zähl-te. Das war keineswegs als Witz gedacht. Gewissenhaft war vermerkt, dass zerbroche-ne und halbe Steine in Ecken ganz zu zählen seien, und Tante Stina versicherte, die Ver-antwortlichen hätten die Steine vorher selbst geflissentlich gezählt!

Öfter durften wir unseren Vater oder den Onkel Heinrich auf «Nostalgie-Spaziergän-gen» zu den Stätten ihrer Jugend begleiten. Als Eisenbahningenieur hob mein Vater bei diesen Rundgängen natürlich vor allem die verkehrstechnischen Aspekte hervor. Da erwähnte er etwa, dass die Arosabahn von Anfang an (seit 1914) nur «provisorisch» durch die Stadt zum Bahnhof gedacht war... Darum endete sie auch so ohne alle Einrich-



Ob Heiri Jecklin hier wohl die Idee zu einem ersten historischen Werk zusammenträgt?

tungen zum Komfort der Reisenden wie ein Tram auf dem Bahnhofvorplatz. Ursprünglich sah man einen Tunnel unter der Stadt hindurch zum Bahnhof vor. Dieser Plan entsprach recht genau dem Projekt, das in den letzten Jahren diskutiert worden ist.

Oder wir erkundeten zusammen das alte Trasse der RhB. Dieses führte ursprünglich, von Haldenstein herkommend, in einem Bogen westlich um die Stadt herum und endete auf der Südseite der heutigen SBB-Gleisanlage. In den fünfziger Jahren waren sowohl der ursprüngliche Gleisverlauf noch deutlich zu erkennen als auch eine eiserne Plessur-Brücke vorhanden.

Weiter stadteinwärts wurde damals die Gäuggelistrasse während recht langer Zeit ausgebaut. Das war damals eine dezent-bürgerliche Gegend mit leicht vornehm angehauchten, villenähnlichen Häusern, deren Vorgärtchen dem Trottoir weichen mussten. Mein Vater als damals schon überzeugter Anhänger des öffentlichen Verkehrs hob gebührend hervor, wie hier private Idylle dem Moloch Auto weichen müsse. Das waren natürlich keine früh-ökologischen Anwendungen, sondern die rein beruflichen Interessen des Bahnangestellten!

Spassiger war dann die Geschichte, die unweigerlich beim Obertor zum besten gegeben wurde. Mein Vater stand als Kantonschüler zu früher Morgenstunde mit einigen Kommilitonen diskutierend im Torbogen, wachsam belautert von zwei Polizisten, die vergeblich auf der Plessurbrücke darauf warteten, dass die Studenten anfangen, Krach zu schlagen. Vom Sand her ratterte ein kleiner Rollwagen der Arosabahn heran, den vorerst niemand beachtete – bis die Kantonschüler erkannten, dass er gar nicht von Bähnlern, sondern von zwei Schulkollegen bemannt war! Diese hatten, wie sich später ergab, im Sassel ausgiebig gezecht, waren auf dem Heimweg müde geworden und hatten beim Depot den leeren Wagen entdeckt. Kurz entschlossen wurden einige Weichen umgestellt, der Wagen angeschoben, und der rollte auf der ganz leicht abschüssigen Strasse gemächlich stadtwärts.

Nun gab's unter den Studenten beim Tor kein Halten mehr. Mit Gebrüll erstürmte man den Wagen. Die Polizisten wussten zwar nicht genau, was los war, taten aber desgleichen. Den zweien auf dem Wagen ward's angesichts der Polizei ungemütlich. Sie sprangen ab, und gemeinsam brachte man sich in den angrenzenden Gärten in Sicherheit. Die Polizisten mussten sich in erster Linie um den führerlos schneller die Engadinstrasse hinabpolternden Wagen kümmern – jedenfalls entkamen alle Beteiligten unbehelligt...

Höchst lehrreich und gleichzeitig leicht gruselig waren gelegentliche Besuche im Naturhistorischen Museum. Dies war seinerzeit eine Mischung aus unheimlichem Raritäten-Kabinett und etwas verstaubter Wissenschaftssammlung. Der Kurator, Professor Karl Hägler, v/o «Halm», war ursprünglich Anthropologe gewesen, amtete hauptsächlich als Biologielehrer an der Kantonsschule und war zu Recht stolz auf seine wirklich umfassenden Präparate. Als Schulkollege meines Vaters liess er sich's nicht nehmen, uns Buben stundenlang die bündnerische Flora und Fauna näherzubringen.

Ebenso wissenschaftlich-historisch fundiert waren dann die Rundgänge mit Onkel Heinrich. Der konnte sich dann schon hinter dem Haus aufregen, dass man dem Scharfrichtergässchen aus Pietätsgründen seinen vielsagenden Namen genommen hatte (und der ihm nicht zuletzt auf sein Betreiben hin später wieder zurückerstattet wurde). Praktisch zu jeder Strasse, zu jedem Haus wusste der Öhi irgendeine historische Reminiszenz auszugraben, legte dar, warum die Reichsgasse so krumm verläuft, wies etwa auf einen Druidenfuss über einem Hauseingang hin und erklärte den Namen unseres heissgeliebten Bärenloches: Hier habe in früheren Zeiten ein vagabundierender Bärenführer seinen armen Tanzbären in einem Verschlag überwintert.

Auf dem Martinsplatz folgte natürlich jedesmal die Geschichte mit dem Heiligen auf seiner Säule: Wenn man in der Neujahrsnacht Schlag zwölf Uhr hinaufkletterte und deutlich fragte: Heiliger Martin, was tust du hier oben? so erwiderte der: Nichts...!

Halb ungläubig, halb schauernd vernahmen wir dann im Rathaus den Zweck des «Notnagels»: Der Dachstuhl soll angeblich so konstruiert sein, dass er von einem einzigen Nagel zusammengehalten wird. Hätte sich nun im Erdgeschoss eine unzufriedene Volksmenge zusammenrotten sollen, so hätten sich die erlauchten Ratsherren durch eine Hintertür in Sicherheit gebracht. Der letzte hätte schliesslich den Notnagel herausgezogen, und das einstürzende Dach hätte die Revoluzzer allesamt unter sich begraben. So misstrauten die hohen Herren ihren «Schützlingen», und so undemokratisch gedachte man damals offenbar mit Demonstranten umzugehen!

Weiter führte der Weg hinauf zum bischöflichen Schloss, wobei der Öhi anhand des kleinen Tores unterwegs auf schon in recht frühen Zeiten bestehende Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Bischof hinweisen konnte. Übrigens wusste er viel später – Ende der achtziger Jahre – zum Status des Bischofs



Leicht älter (und schöner?) geworden: Heinrich Jecklin mit Ehefrau Wisy.

von Chur fundierte juristische Ausführungen beizutragen. Diese äusserte er aber nur privat, und auch ich möchte mich da gerne neutral heraushalten. Gleich nebenan bot das damals noch einzige (und aus heutiger Sicht geradezu putzig kleine) Gebäude der Kantonschule Anlass zu beinahe zahllosen Studenten-Erinnerungen. Auch da möchte ich «passen»: Viele davon hat mein Onkel schon selbst veröffentlicht; und der Rest ist nicht ganz «jugendfrei». Zudem ist es den heutigen strebsamen Schülerinnen und Schülern kaum zuträglich zu wissen, was sich ein Mann, der lange Jahre Maturitätsprüfungen abnahm, so alles geleistet hat...!

Führte der Weg gelegentlich weiter aus der Stadt hinaus, etwa in den Fürstenwald oder zur Burg Haldenstein, nahmen die Legenden und Sagen um schlechte Ritter, wackere Bauersleute und die verwunschenen Seelen im Scaläratobel schier kein Ende. Ich wüsste übrigens recht weit herum keine





Prof. Heinrich Jecklins letzte Stadtführung. Wie man sieht, wusste er die allgemeine Aufmerksamkeit nach wie vor mühelos zu wecken!

Gegend mit einem solchen Reichtum an Sagen wie Chur und seine Umgebung.

Des öfteren stiegen wir auf der anderen Stadtseite den Berg hinauf zur «Sauerquelle». Ich habe keine Ahnung, ob diese noch existiert. Jedenfalls spendete dort eine kleine, rostige Röhre in einem Felsen ein dünnes Rinnsal eines Wässerchens, das in etwa dem Geschmack von «Passugger» entsprach und vermutlich denselben Ursprung hatte. Mit etwas Geduld füllten wir jeweils einige Flaschen ab und freuten uns als Mitglieder einer sparsamen Familie, der Mineralwasser-Industrie ein Schnippchen geschlagen zu haben!

Viele, viele Jahre kam ich dann nicht mehr nach Chur, bis ich während einiger Zeit in einem kleinen Dörfchen eines Seitentales lebte. Das erste Wiedersehen mit der Stadt der Kindheit und der zahllosen Geschichten war – wie kann's anders sein – enttäuschend. So vieles hatte sich, selten zum Vorteil, ver-

ändert; manche liebgewordene Ecke war verschwunden oder «saniert» worden. Chur wurde prosaisch zur Stadt, in der man grössere Einkäufe tätigte, das Auto zur Reparatur brachte, zum Zahnarzt und ins Kino ging, selten genug das Theater besuchte.

Erholsame und vergnügliche Episoden waren dann die nun doch häufigeren Begegnungen mit Onkel Heinrich. Dieser war inzwischen zu einer echten städtischen «Institution» und zum Ehrenbürger geworden. Zu keiner Zeit aber stieg ihm sein vorheriger – als Mathematiker und Versicherungs-Genie – noch der jetzige Ruhm auf. Über die vielen Jahre blieb er der bescheidene, unscheinbare Mann, der nie viel auf sein Äusseres wert legte. Über Letzteres konnte sich seine Frau gelegentlich doch aufhalten, und von ihr habe ich auch die Anekdote mit dem Flimser Droschkenhalter erfahren: Dieser pflegte im Sommer die Kurgäste durch den Ort zu kutschieren. Halb amüsiert, halb ehrfürchtig soll

er dann auf meinen Onkel gewiesen, der Rosspollen für seine Rosen einsammelte, und erklärt haben: «Sie werden es nicht glauben, aber das ischt einen berühmten Professor aus Zürich!»

Seit seiner Pensionierung erlebte ich den doch eher kleingewachsenen, nicht sehr kräftig wirkenden Mann stets gleich: Immer in grosser Eile unterwegs zu oder von irgendwelchen Archiven, in denen er nach historischen Trouvaillen forschte. Schreibtisch, Sitzgruppe, Stühle und Fernsterbank seines Studierzimmers waren ununterbrochen überhäuft mit Entwürfen verschiedenster Arbeiten, an denen er offenbar dauernd und gleichzeitig arbeitete. Dazwischen konnte er Übergangslos zu einem juristischen, geographischen oder linguistischen Exkurs zu praktisch jedem beliebigen Thema ausholen, konnte aber auch in grosser Eile einem auftauchenden Grossneffen einen schwierigen Klavier-Akkord erklären oder blitzschnell mit simpelsten Requisiten einen Zaubertrick produzieren. Zum Glück sei er pensioniert, pflegte er zu sagen, sonst käme er überhaupt zu nichts Wichtigem mehr!

Vor wenigen Jahren wurden wir nach Chur ins Spital gerufen. Onkel Heinrich liege mit einem Herzinfarkt auf der Intensivstation. Krank sei er? Unsinn! polterte er in seiner medizin-feindlichen Art. Einen Herzin-

farkt behandle man nicht auf der Intensivstation. So etwas habe er auf einer Gruppenreise in Deutschland auch schon gehabt. Eine mitreisende Krankenschwester habe ihn dann im Hotelzimmer kalt abgewaschen. Das sei die wahre Therapie. Jedenfalls habe er an der nachmittäglichen Exkursion wieder teilgenommen.

Immerhin, schmunzelte er zuletzt, etwas Gutes habe das Ganze doch: Seit Jahren beschäftige ihn ein verzwicktes mathematisches Problem: Alle Fachleute behaupteten, dafür gebe es nur zwei Lösungen. Er aber wisse, dass es eine dritte geben müsse. Nun habe er endlich Zeit, den Beweis dafür auszuarbeiten!

Vor wenigen Jahren führte mich der Weg mit einer «Unterländer» Sekundarklasse in Chur vorbei. Mein Onkel – damals knapp neunzig Jahre – liess es sich nicht nehmen, den jungen Leuten eine persönliche Stadtführung anzubieten. Es sollte seine letzte sein.

In der Poststrasse erklärte er, dass hier früher der Mühlbach offen vorbeifloss. Die jetzige Strasse sei erst knapp hundert Jahre alt. Da entfuhr einem der Teenager: «Die ist ja nicht viel älter als Sie!» Als ich mich später für den Lapsus des Mädchens entschuldigen wollte, beschwichtigte der Öhi schmunzelnd: «Macht gar nichts, sie ist wirklich hübsch!»